

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 11 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Ann Cotten,
Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer, Lucia Leidenfrost,
Christian Mähr, Robert Pfaller, Benjamin Quaderer, Julya Rabinowich,
Angelika Reitzer, Kathrin Röggl, Thomas Stangl,
Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

HELENA ADLER: QUARANTANAMO 11	3
BETTINA BALÀKA	5
BIRGIT BIRNBACHER	5
ANN COTTEN	7
NAVA EBRAHIMI	10
VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER	12
MONIKA HELFER: CORONA 11	12
LUCIA LEIDENFROST	13
CHRISTIAN MÄHR: CORONATAGEBUCH 11	15
ROBERT PFALLER	17
BENJAMIN QUADERER	17
JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 11	19
ANGELIKA REITZER	21
KATHRIN RÖGGLA: LEBEN IM PRÄVENTIONSPARADOX	22
THOMAS STANGL	24
MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH (TEIL 11)	26
DANIEL WISSER: CORONA DIARIES	30
BIOGRAFIEN	32

Helena Adler: Quarantanamo 11

25. Mai.

Liebe Frau A.! So groß habe ich das letzte Mal getönt, so nichtig bin ich jetzt. Ein Zniachtal, das sich vor der gesamten Menschheit verkriecht, die einem Wolf wie mir ohnedies immer schon zu viel und zu unverwandt war. Es tut mir leid, dass ich den Abgabetermin schon wieder nicht eingehalten habe, aber es gab einen Todesfall in meiner Familie. Meine beste Freundin hat am zwanzigsten Mai die Deadline überschritten. Bitte denken Sie nicht, dass ich jetzt gar dick auftrage, nur um eine Galgenfrist herauszuschinden, so abscheulich bin ich nicht. Wenigstens nicht in einer Angelegenheit, die mein Herz tatsächlich anrührt. Es entspricht leider der Realität. Und ich hasse die Realität. Meistens. Es war absolut unvorhersehbar. Ein paar Tage zuvor saßen wir noch schweigend auf der Gartenbank in der Sonne und haben die Vögel beobachtet, ihren Symphonien gelauscht. Jetzt empfinde ich ihren Gesang als pietätlos.

Fünfzehn Jahre lang stand sie täglich an meiner Seite. Wir haben kommuniziert wie Schwestern. Das waren keine Worte zwischen uns, das war Intonation in feinsten Nuancen. Sie hatte grüne Augen, wie ich, und schwarzes, dichtes Haar, um das ich sie beneidete. „Wir befinden uns in einem akuten Nierenversagen“, haben der Arzttonkel und seine Kollegin behauptet. „Da kann man leider nichts mehr tun.“ Sie haben mir alle möglichen Dinge erklärt, die ich nicht mehr hören wollte. Die vollgerotzte Maske klebte an meinem kaltgewordenen Gesicht. Ich habe sie gestreichelt und gedacht „Nichts mehr tun? Nein! Sicher nicht! Ich beuge das Schicksal um jeden Preis!“ Dann habe ich mit den beiden Veterinärmedizinerinnen über Tierethik und Sterbehilfe diskutiert und über grausige Euphemismen im Todessprachmilieu nachgedacht. Lieber den Teufel gleich bei den Hoden packen, wenn er sich bei den Hörnern zierte, lieber das Kind beim Namen nennen als diese ekelhaften Verschönerungsformen wie Hussen über etwas zu stülpen, das schlichtweg am Ende ist. „Beim Menschen ist der nächste Schritt eine Nierentransplantation“, habe ich gesagt und trotzig geschaut. Doch ihrem Blick war die Antwort schon

zu entnehmen „Die gibt es nicht in Österreich“, hat die Frau Kollegin bedauert und beinahe selber geweint. „In Amerika, ja, da schon. Aber bei uns nicht. Und die Problematik ist, dass man das Spendertier auch nicht um sein Einverständnis bitten kann.“ Ich habe nur ihre Augen gesehen und die in Falten gelegte Stirn darüber. „Fuck off, Amerika“, habe ich gedacht, „Fuck aus dem Off“. Das ist keine Zornesfalte in meinem Gesicht, denke ich jetzt und schaue in den Spiegel, sondern eine Existierfurchen. Entstanden durch den fortwährenden Widerstand meiner Selbst gegen das Ableben.

„Das ist eine ganz besondere Dame“, hat die Frau Doktor noch vor der Blutabnahme gesagt, als sie vor lauter Schnurren den Puls meiner Katze nicht messen konnte. Sie hat ihre Lieder bis zum Schluss angestimmt, obwohl ihr speiübel war und sie vermutlich Schmerzen hatte. „Sie hat mich nie aus Spaß gebissen“, habe ich gesagt, „so wie die Biester anderer Mütter.“ Beim Nachhauseweg habe ich nichts mehr gesehen. Alles war verschwommen, ich musste versuchen, den Großteil des Schmerzes innerhalb von fünfzehn Minuten Heimweg auszutrauern, weil zuhause wieder mein Sohn auf mich wartete. Mein Mann hat versucht, mich zu trösten. Er hat gesagt, Mops wäre nie normal gewesen. Im positiven Sinn, müssen Sie verstehen. „Du hast sie zu einer Diva erhoben und eine große Persönlichkeit aus ihr gemacht.“, hat er gesagt. Und obwohl er immer so gegenteilig getan hat, bloß, weil er es nie geschafft hatte, sein eigenes Katzenverlust-Kindheitstrauma zu bewältigen, habe ich bei jeder Fütterung und jedem Schrei nach ihr „Mops?! Mopsi!!“, wenn er dachte, ich höre und sehe ihn nicht, genau gespürt, dass sie ihm doch auch am Herzen lag.

„Nein“, habe ich ihm widersprochen, „sie war schon eine Diva, als sie mit ihrem samtigen Pelzmantel zur Welt kam. Sie war mein Menschenpendant und ich ihre Tieranalogie. Ein kleiner schwarzer Panther mit scharfen Krallen, die die Welt beschrieben und bekratzten. Wir sind mit der Welt noch nicht fertig, mein geliebter Mops.

Ich bin mit der Welt noch nicht fertig, liebe Frau A.!

Bettina Balàka

LOCKDOWN

die Stürme gehen hin und her
die wachen Schatten sind von Riesen
die Winterkrüge werden schwer
die Töpfe trocknen auf den Wiesen

der Tag war lang und gleißend blau
die Sonne stach ins Fenster
der Sommervogel war ein Pfau
die Menschen warn Gespenster

Birgit Birnbacher

20.05. mein mann liest sich gerade in das werk von leif randt ein und sagt mir jetzt jeden tag, wie cool leif randt ist und warum genau. mich interessiert das, ich finde leif randt jetzt schon sehr cool, ohne überhaupt angefangen zu haben. aber es lähmt mich (zusätzlich) beim schreiben, wo ich mich dabei beobachte, wie ich meinen fingerspitzen die uncoolness ansehe, beziehungsweise, wie ich verunsichert bin, ob es unter diesen vorzeichen uncoolness oder uncoolheit heißen muss. so vergeht auch ein vormittag.

21.05. ich bin mir nicht recht. in meiner zweiten arbeit habe ich durchgearbeitet und immer den mundschutz aufgehabt. ich habe mich geärgert über mich, weil ich froh war, dass es ihn gibt. ich habe mir gesagt, dass ich andere schützen muss und mich, weil ich ein kind habe. ich habe das übliche getan, innerlich aber bereits gewogen, gerechnet und geplant. jede aktion in dieser corona-krise läuft doch darauf hinaus, was oder wer mehr wiegt, zählt, wert ist.

22.05. jetzt ersteht wieder auf, was in pause war, jetzt sollten wieder alle rollen beisammensein und bitteschön glatt laufen. jetzt darf ich wieder mutter und

frau, sozialarbeiterin und soziologin und schriftstellerin sein. taxi, liegewiese und helfende hand, watschenbaum und sorgenpuppe. wahrscheinlich habe ich die helfenden hände noch ausgestreckt, weil automatisch immer ich zuständig bin (dem alten herrn bleibt ein zweier stecken im einkaufswagerl, der busfahrer ist ignorant, die alte mit dem fahrrad soll sich weiter zu seite stellen). ich muss aufhören so zu wirken, als könnte ich dinge regeln. warum ändert die maske daran nichts?

23.05. sich in der ernsten lage kleinste gedanken machen: habe ich zum beispiel jemals verstanden, was cool ist? ich habe mich immer für alles geschämt. ich bin auch überhaupt nicht locker. ich mache fast nie einen schmä. ich nehme alles fürchterlich ernst, deswegen bin ich in wirklichkeit auch nicht 34 sondern 76. ich habe vier berufe und bin uralt. ich bin sogar so alt, dass ich glaube, meine berufe helfen mir was.

24.05. immer, wenn ich so alt bin wie jetzt, fange ich den herbeck heraus und lese so lange, bis ich so tief liege, dass ich genauso gut stehen könnte und das tue ich dann auch. so zum beispiel geht immer alles von vorne los.

25.05. hat uns nicht kürzlich daniel w. eine karte mit der weltmaschine geschickt, die mich so sehr freute, weil wir noch von ihr sprachen? ich suche die karte so lange, bis ich sie finde. dann hänge ich sie über den schreibtisch, neben das foto des wahrsagers, der meinem freund peter im museumsquartier am tag vor dem bachmannpreis einen wunsch erfüllt und *just kids* verkauft hat.

25.05. die verschwörungstheorie findet ihre freunde in allen reihen und auf allen plätzen, unabhängig von üblicherweise maßgeblichen kategorien wie bildung oder alter. als sie (die „theoretiker“) auf einmal wieder journalisten zur kulturellen elite und somit zum feindbild auserkoren und stilisiert haben, bekam ich es erneut mit der größeren beunruhigung zu tun. in der unschärfe der vermischung gehen hygienedemonstranten mit impfgegnern hand in hand. das faktum ist vom thron gestoßen und was soeben noch unwissenheit, meinung oder reflex hieß, tanzt nun buntbehangen am kostümball der neuen theoretiker als funkensprühende praxisbombe durch die aufgetrennten reihen.

25.05. die impfgegner und die hygienedemonstranten versauen mir zusehends die ohnehin sehr stille freude über den grundsätzlichen glauben an die

theoretische möglichkeit eines jederzeit eintretenden wunders; eine kleine stelle berufsethos, ein pünktchen seelenhaltung, das nicht von atheismus und max weber ausgetrocknet worden ist, haben sie nun ganz gelöscht. weil neben einer an den haaren herbeigezogenen logik auch jede differenzierung nur ein sofort vom tisch zu wischender schatten ist, hat demnach gleich jede art von unwissen ihren letzten reiz verloren. alles unwissen ist verwässert und verwischt. die eklige pfütze wird dann gerne von oben betrachtet. im spiegelbild ist aber auch nur ein trottler, der glaubt, dass sein wunder das wirklichere ist.

Ann Cotten

22.5.2020

In Bezug auf Tiere und Pflanzen bin ich in einer Lernphase, was bedeutet, ich akzeptiere alles, was sie machen, und baue aus allem ein Stereotyp, aha, die sind so, die mögen das. In diesem Rahmen ist ein *Ereignis* gar nicht möglich, da jedes Ereignis von mir als Lernwillige sofort zu einem typischen Phänomen stilisiert wird. Heute Nacht haben Ameisen einen der drei Hollersirupansätze entdeckt. Aber nur einen der drei. Dorthin führt jetzt eine Straße.

Mir schwant, dass bei Ameisen auch nicht alles systematisch und rational zugeht, das schaut nur fürs rationalisierende Betrachterauge so aus. Die Straße schaut genauso aus wie die Schlange vorm Berliner Döner in der Zieglergasse, die Ströme von Dönerinteressierten mit und ohne Döner die ganze Westbahnstraße entlang. Bis in andere Bezirke hinein hört man Leute miteinander betrunken bereden, dass es den Umweg lohnt.

Moden müssen stark sein bei Ameisen. Es braucht zwar immer eine rationale Handlungsgrundlage. Aber es reicht eine. Und es reicht auch, eine einzige Konsequenz von vielen daraus zu ziehen. Drei, vier andere naheliegende Gedankengänge werden nicht angerührt.

Ich will damit die Ameisen nicht kritisieren. Auch die Vorlieben der Schnecken sind komplett Launen unterworfen, wie es scheint. Wie die feinen

Familien beim Plachutta hocken sie zierlich im Petersil, Mama, Papa und die Kleinen jeweils mit ihren Häusern am Rücken. Die Tigernacktschnecke, die hauslose Anarcho-Tante, ist auch dabei. Wohlerzogen lassen sie fast immer – einen einzigen Zweig stehen.

23.5.2020

Ich habe nicht nur den Ameisen-Zuckerswimmingpool nach draußen gestellt (und vorläufig seinem Schicksal dort überlassen), sondern auch eine Kippladung Kaffeesud aus der Espressomaschine in die Küchenecke auf die Ameisenautobahn gelegt, weil ich meinte, irgendwo gehört zu haben, dass Ameisen das nicht mögen. Natürlich alles sofort vergessen. Als ich die Situation heute wiederentdecke, beim Aufkehren – mit leichtem Vergnügen an der Anarchie, dass da sogenannte Hausmittel als Ausrede dienen, irgendwas einfach irgendwohin zu kippen, irgendwas auf irgendwas anzuwenden und so weiter, Haushaltsexperimente halt – fiel mir auf, dass da tatsächlich keine Ameisenstraße mehr ist. Keine einzige Ameise. Das kann natürlich daran liegen, dass auch kein Zuckerswimmingpool mehr dort ist. Aber es gibt doch in der Küche reichlich andere Sachen, die Ameisen interessieren könnten. Der Kaffeesud hat doch nicht etwa funktioniert?

Was, wenn Kaffee als Signalstoff tatsächlich über so etwas wie Höflichkeit läuft, wenn ich damit die Ameisen sozusagen in einem bei ihnen (und ja irgendwie auch bei mir) überlieferten Code *gebeten* hätte, hier nicht reinzukommen, und sie aus Kooperativität, weil wir ja doch hier einen Lebensraum auf Dauer teilen, und sie woanders auch finden, was sie brauchen, meiner Bitte Folge geleistet hätten?

Was, wenn Kaffee überhaupt als Aroma diese Bedeutung hätte? Was, wenn speziessübergreifend Kaffee als formaler Willkommensgruß auch zugleich und eigentlich das Gegenteil, die Bitte um Distanz und Wieder-Abhauen beinhaltet?

Und wir Kolonisatoren, systematische Overrider ökologisch balancierter Maßstäbe und subtiler Signale, hätten es als Einladung zum Bleiben missverstanden?

Sonntag Nacht

Der Kleingarten schleicht sich in die Knochen. Die Situation, also der Ort, von dem man ausgeht, wie man ja auch sagt, sowie das suggestive Mobiliar und das Gitter von Nachbarn, die man ignoriert, – sie bilden Räume, in denen eigentlich natürlich kein Ort ist für das, was ich mache.

Oberflächlich nehme ich einige gute Inspiration mit. Stehe früh auf und habe ja zum Beispiel, was ich seit Jahren probieren wollte, eben jetzt Hollersirupexperimente gemacht. Aber die ganze Einrichtung ist um dieses bekannte Ehetheater herum aufgestellt, bei dem Mahlzeiten zubereitet und verspeist werden und allfällige sonderbare Ideen in der Werkstatt oder Gartengestaltung ihren Platz finden. Einmal fing ich an, dort unten einen Delfin zu schnitzen, und dass ich stundenlang nicht mehr auftauchte, sondern an einem Stück Holz herumhackte, erschreckte mich irgendwo. Auch die Rollerblades, die ich aus dem Keller meiner Mutter fand und aus Spaß am Spleen mitnahm, habe ich mich nicht getraut anzulegen. Die Neunziger sind in einer Kunstforumausgabe von 1994 präsent. Manfred Rothenberger publizierte schon beim Kunstforum Nürnberg, David Byrne hatte eine Ausstellung in Leuven. Computer beschäftigen die Phantasie in Blaulichtästhetik, schlechte Grafik ist der befreiende heiße Scheiß, der in Vollkörperjeans durch die Hecke springt, von der Erdbeerbowle trinkt und bodenlange Bleistiftröcke schlitzt. Julius Bissier wird zum 100sten Geburtstag gratuliert. Die Ankündigungen sehen aus wie Todesanzeigen oder edle Einladungskarten von Snobs, und es sind wenig Frauen unterwegs.

Meine Studien finden, sobald ich aufblicke, Wände, die relativ heiter zu anderen Tätigkeiten geleiten. Schnell haben wir auch zur ländlichen Sitte gefunden, das Draußenspielen zu unterlassen. Heute ging ich an der Donau entlang – es ist, als wollte man diese Umgebung, in der man wohnhaft ist, nicht durch zu viele Gänge auslaugen – was mir ja in Bezug auf ganz Wien schon 2005 passiert ist, ist kein Mythos – und dachte fast wehmütig an das wehmütige Gefühl, das einen begleitet, wenn man aus dem 7. Bezirk in die Natur fährt. Es zerreißt einem das Herz, sich abends schmerzhaft wieder vom dämmerwildenen Laub zu trennen, vom noch hellen Himmel begleitet zurückzuradeln, müde,

einzukehren in die staubweiße, in sicherer Entfernung von jeglicher Gemütlichkeit dahinvegetierende Wohnung. Jetzt sehe ich Schnecken, wohin ich schaue, ihre Vaginalmuskeln strecken, und das unzerrissene Herz weiß überhaupt nicht, wohin mit sich.

Nava Ebrahimi

22. Mai 2020

Etwas hat sich verändert. Ende der Woche fällt es mir zum ersten Mal auf. Wir sitzen vor der Hütte, Matthias hat die Wiese halb gemäht und ein Bier in der Hand, ich auch, die Sonne erreicht uns noch gelegentlich durch die Baumwipfel, die der Wind hin- und herwiegt, wir hören die Kinder gedämpft und die Vögel glasklar, reden nichts, bis ich sage: Schön ist es. Und Matthias sagt: Genießen wir es. Wer weiß, ob wir die Hütte in sechs Monaten noch besitzen. Dann schweigen wir wieder.

23. Mai 2020, Vormittag

In der *Welt*, die eine Woche alt ist, lese ich den Briefwechsel zwischen Dirk von Lowtzow und Ilma Rakusa. Ein Briefwechsel wäre auch etwas Feines, denke ich mir, passt besser zu mir als Twitter, vielleicht sollte ich mir jemanden suchen, aber es kann ja nicht irgendjemand sein, ein bisschen gemeinsame Wellenlänge braucht es schon. Gerade jetzt täte mir das gut, mir fehlt bei dem Tagebuch die Resonanz, nicht umsonst habe ich nie Tagebuch geschrieben, immer nur Briefe, die ich manchmal zwar nicht abschickte, aber allein das Adressieren erfüllte einen Zweck. Die Resonanz fällt hier eher mager aus, Ansätze, zu kommunizieren gibt es, verlaufen aber meist im Sand. Dennoch ist ein Band entstanden zwischen uns, ein sehr loses zwar, aber immerhin, ich habe Freunde, aus deren Leben habe ich in den vergangenen Monaten weniger mitbekommen als aus dem einiger Mitschreibender. Dass ich ein Bandengefühl entwickelt habe, merke ich immer dann, wenn jemand in den sozialen Medien oder im Feuilleton leicht abschätzig von den „ganzen Corona-Tagebüchern“ schreibt, die angeblich überall aus dem Boden geschossen seien.

Unzählige sind auch schon wieder eingegangen und überhaupt, wir sind anders.

23. Mai 2020, früher Abend

Von der Hütte aus gehen wir 200 Meter zum Wirt. Er hat erst seit wenigen Tagen wieder geöffnet und die Kinder freuen sich auf Schnitzel. Um Bescheid zu geben, dass wir auf der Terrasse sitzen, betrete ich die Stube. Ich trage Maske und Sonnenbrille. Die Wirtin und der Knecht, der am Tresen kauert, starren mich an. Als uns die Wirtin später das Essen bringt – sie trägt das Plastikvisier nicht vorm Gesicht, sondern untern Arm – sieze ich sie versehentlich. Ich glaube, sie zweifelt jetzt endgültig an meinem Verstand. Dazu passt, dass sie *mich nie* fragt, wie es mit meiner Firma läuft.

25. Mai 2020

Am 4. Juni werde ich im Literaturhaus Graz lesen. Ich kann es noch gar nicht glauben, daher versuche ich aus Selbstschutz es zu verdrängen und noch am 4. Juni bis 18.30 Uhr so zu tun, als wäre es ein Abend wie jeder andere. Doch dann wird mein Handy aufleuchten und „Lesung Graz“ anzeigen und ich werde es zunächst verwerfen, wie ich alle aufleuchtenden Lesungstermine in den vergangenen zwei Monaten verwarf, doch dann wird es mich treffen wie ein Schlag. Ich werde vom Esstisch aufspringen, mir schnell etwas Vorzeigbares überwerfen, mich daran erinnern, dass mein Outfit nicht nur von Kopf bis Brusthöhe gut aussehen muss, ich werde nach Monaten mal wieder etwas Makeup auftragen, mich aufs Fahrrad schwingen, kurz nach 19 Uhr ankommen, über das Absperrband steigen und mich sogleich aufs Podest setzen. Dort wird sich mein Puls normalisieren und ich werde in die Gesichter blicken, jedes einzelne betrachten, in jedem bekannte Züge suchen, bis mich die Moderatorin anstupst und fragt, ob ich mit der Lesung beginnen wolle und ich sagen werde: Lesung? Aber ja, natürlich.

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher

24. Mai

Die Sehnsucht wird größer, und nichts ist gefährlicher als ein Mensch, der etwas will. Manche flüchten sich in sperrige, abweisende Ideen, manche in Gedichte und andere in die Blumenwiesen, verstecken sich in der Landschaft, wachsen zwischen den hohen Gräsern und schwanken mit den Grannen im Wind. Mit dem Kindheitsblick sehen sie in die Luft, müde von den Häusern. Neben jedem Hahnenfuß und jeder Glockenblume ein Mensch, der mitten auf der Welt ist, die Füße fest am Boden, Sauerampfer und Kaugummi kaut. Wer Sehnsucht hat, schließt die Augen nicht, aber reißt sie weit auf, um stets bereit zu sein, die Erfüllung der Sehnsucht zu sehen. Und manche Wiesen sind ein All, und die abertausenden Löwenzähne blühen unübersichtlich und außerirdisch wie Sterne, dass einem schwindlig wird vom Gelb.

Im Café sitzt ein kleines Mädchen mit blonden Locken und einem Eisbecher, das seine Mutter höflich und ernst bittet, das Eis aufzuschneiden, damit es die Bisse leichter auf den Plastiklöffel bekommt, auf der Straße läuft ein Mann mit in Pastellfarben bemaltem Mundschutz herum, auf dem ein ihm selbst ähnlich sehender Mann sagt: *everything is awful*. Im Supermarkt herrscht ewiger Karneval. Man trifft weniger Freunde und Verwandte in den Geschäften, weil man sich hinter den Masken nicht erkennt, unbemerkt in der Tiefkühlabteilung nebeneinander vor den kalten Erbsen steht. Man verfehlt sich. In ein paar Wochen und Monaten wird man einander endlich schreiben: wir haben uns lange nicht gesehen.

Monika Helfer: Corona 11

Zweitletzte Maiwoche

„Gib mir einen Kuss“, hörte ich einen Mann zu einem Mädchen sagen, „wir stellen uns an die Wand hinten, keiner sieht uns.“

„Sehr witzig“, sagte das Mädchen und zog ihre Maske über Mund und Nase.

Zwei Burschen saßen auf einer Bank, erzählte mir ein Freund, Abstand einen halben Meter, sie redeten von Frauen und schauten ihnen nach, stellten fest, dass die Dünnen keine Chance gegen die Fleischigen haben. Da kamen zwei Polizisten mit Maßband und verlangten von jedem Burschen 560 Euro. Als sie sagten, dass sie das nicht bezahlen können, mangels Einkommen, hieß es, sie sollten sich an ihre Eltern wenden.

Um sechs Uhr in der Früh ist der Himmel in ein Orangerot gefärbt, und eilig mische ich Farbe, damit ich es nicht vergesse. Fotos verfälschen das Bild. Die blauschwarzen Berge und das Grün der Bäume und Gräser, wär ich eine Designerin, ich würde nur Farben aus der Natur verwenden.

Gestern habe ich gelbes Labkraut gefunden, und drei Stängel genügen schon, um meinen Schreibplatz zu parfümieren.

Bin wieder einmal auf Titelsuche.

Die Frau aus Äthiopien ist aus Holz, groß wie meine Hand, schmal wie zwei Finger. Ich kann ihren Bauch öffnen und darin ist eine Mandel. Denke und berühre ich Dinge, die mir gefallen, könnten sie lebendig werden und mit mir sprechen. Sie sagen zum Beispiel: Gräme dich nicht, stell dir vor, wir sind zwar nicht aus Fleisch und Blut wie du, aber wir sind bereits viel älter, haben schon viel mehr gesehen, haben Pandemien überlebt und es gibt uns immer noch. Der Geist sagt mir, dass ich aufhören soll.

Lucia Leidenfrost

18.05.2020

Am Anfang der Pandemie war es ungefähr so wie auf diesen unendlichen, faden Urlaubsautofahrten als Kind. Die Menschheit sitzt in der zweiten Reihe und hat das Gefühl, dass sie schon längst angekommen sein will. Sie tritt gegen die Elternsitze und fragte ständig: „Wann sind wir da?“ Jetzt ist die Kontaktsperre vorbei und bei aller Vorfreude sind manche fast ein bisschen wehmütig, dass sie sich nicht mehr zurücklehnen, die vorbeiziehenden Bäume, Autos und Häuser betrachten und in aller Ruhe ein Buch lesen können.

19.05.2020

Das Leben besteht gerade daraus, sich zu überlegen, was man alles wie, mit wem und wo unternimmt, bevor die zweite Corona-Welle kommt.

20.05.2020

In der Ukraine liegen Babys ohne ihre Eltern in Krankenhäusern, sie können nicht besucht werden. Die Babys schlafen und werden von Tag zu Tag länger wach und versuchen schon nach den Metallstangen an ihren Bettchen zu greifen. Sie weinen schon weniger. Es sind Leihmütter-Babys und aufgrund der Pandemie warten sie in Krankenhäusern auf ihre echten Eltern. Sie werden immer älter und größer und der Geruch nach Desinfektionsmitteln wird immer mehr ihr Zuhause.

21.05.2020

Das hippste Accessoire 2020 sind Mund-Nasen-Schutzmasken. Durch die Maske zeigt sich der Charakter, blumig oder mit Totenkopf, lachende Münder unter ernsten Augen oder ein durchsichtiges Verdeck über das ganze Gesicht.

22.05.2020

Beim Lesen der anderen Corona-Tagebuch-Einträge beschleicht mich das Gefühl, dass wir so schreiben, als würden wir alle Gletscherspalten kennen, auch wenn Schnee darüber liegt. Und selbst jetzt, wo die Pandemie zurückweicht, schreiben wir nicht über die Spalten, höchstens über den Schnee.

23.05.2020

Anfangs habe ich feinsäuberlich immer eine lange Version meiner Corona-Tagebücher-Einträge gemacht. Ich hatte so immer das Gefühl von mehr zu haben, als man eigentlich braucht. Inzwischen habe ich es aufgegeben. Es gibt nur mehr eine Kurzversion und ich speichere meine Corona-Tagebuch-Einträge unter *CoronaTagebuch (Anzahl der Teile)_kurz_LuciaLeidenfrost* ab, bevor ich sie jeden Montag nach Graz sende.

Christian Mähr: Coronatagebuch 11

21.5.2020:

Aufmachen, Aufmachen, Aufmachen! tönt ein stummer und ein hörbarer Schrei durchs ganze Land. Die Zahl der „Satthaber“ wächst mit jedem Tag. Letzten Samstag musste die Polizei den Bregenzer Wochenmarkt vorzeitig auflösen, weil die Schutzbestimmungen nicht eingehalten wurden; keine Abstandsregel, keine Masken. Ich habe mir das Standbild aus einem ORF-Beitrag vom Wochenmarkt angesehen. In der Totalen trägt von etwa hundert Personen auf diesem Foto nur eine einzige einen Mundschutz. Ein kleines Mädchen, sonst niemand. In Bregenz finden auch regelmäßig Demonstrationen gegen die Coronamaßnahmen statt. In Dornbirn ist die Maskendisziplin auf dem Wochenmarkt besser, lässt aber auch nach. Hängt mit der Auffassung zusammen, im Freien sei es nicht so schlimm mit dem Virus. Stimmt wahrscheinlich, kann man sich vorstellen. Alles, was man sich vorstellen kann, ist kein Problem. Probleme der Glaubwürdigkeit fangen erst dort an, wo sich die Normalbürgerin nichts vorstellen kann. Alles, was mit Zahlen und unsichtbaren Vorgängen zusammenhängt. Was also den Kenntnisstand des Mittelalters übersteigt. Das Unverstandene hinterlässt ein Loch, das mit Verschwörungsideen gefüllt wird. Das ist kein neues Phänomen. Man braucht dafür kein Internet, nicht einmal den Buchdruck (obwohl beides bei der Verbreitung hilfreich ist); wenn der Buchdruck noch nicht erfunden ist, wie 1348 bei Ausbruch der Pest, genügt auch die immer funktionierende mündliche Weitergabe. Konsequenterweise wurden damals im Rheinland – wer wohl? – richtig: die Juden erschlagen. Bevor man sich etwas anderes überlegt, veranstaltet man erst einmal ein Pogrom. Weil sie die Brunnen vergiftet hätten. Natürlich starben auch Juden an der Pest, aber diese Tatsache war gegen die Macht des Verschwörungsgedankens genauso machtlos wie heutige Einwände gegen Blödsinn.

Das Alleinstellungsmerkmal als Weltvernichter haben die Juden verloren, heute gibt es in dieser Funktion Außerirdische, Freimaurer. Und Bill Gates

natürlich. Aber im Hintergrund dürfen die Juden schon noch mittun, aus Traditionsgründen gewissermaßen.

Bruch in der Gesellschaft: Auf der einen Seite die konservativen Maskenträger, auf der anderen Seite werden sich die Zweifler allmählich zu rebellischen Maskenverweigerern wandeln. Angefangen hat es schon. Schon ist das ein Thema, das im privaten Kreis nicht mehr diskutiert wird; der Riss geht auch durch Familien. Mit sinkenden Fallzahlen wird er tiefer und breiter werden.

22.5.2020:

Der Pestdoktor geht mir nicht aus dem Kopf: Diese Gestalt des 17. Jahrhunderts in knöchellangem Mantel mit breitkrepfigem Hut, den Kopf in einen Lederhelm mit Augengläsern gehüllt, am auffälligsten die Schnabelmaske, die essigetränkten Schwamm enthielt – gegen Corona wäre der Mann „overprotected“, das ganze Outfit ist eigentlich ein Schutzanzug gegen Kampfgase, die noch gar nicht erfunden waren. Er sollte vor dem „Miasma“ schützen, einer „fauligen Ausdünstung“, was wir heute unter dem Begriff „Gas“ zusammenfassen. Gegen die Flöhe, die Überträger der Beulenpest, war der Pestmantel unzureichend. Was hätte man ihnen, der Zeitmaschine entstiegen, raten können? DDT gegen die Flöhe, Warfarin gegen die Ratten? Davon war das 17. Jahrhundert weit entfernt. Isolierung ganzer Ortschaften hat manchmal geholfen, gegen die beiden Vektoren Ratte und Floh half das natürlich nicht. Auch die vielbemühnte Hygiene hätte nichts ausgerichtet, gegen beide ist nur eines wirksam: Gift. Die Menschen hatten mit der Pest wirklich Pech, ein Drittel der Europäer starb allein 1348 bis 1352 daran.

Wie leicht haben wir es mit Corona! Wie gut der Mundschutz wirkt, zeigt der Film eines sprechenden Menschen in speziellem Laserlicht: sobald er den Mund aufmacht, leuchten die ultrafeinen Tröpfchen wie die Splitter einer hochwirksamen Antipersonenmine. Hunderte! Dann sagte er dasselbe mit Mundschutz: der Schirm bleibt dunkel. So einfach ist das.

Salvete!

Robert Pfaller

2020 05 20 Mittwoch

Ein Freund sagt mir am Telefon: „Unsere Minister glänzen wie neue Autos.“ Ich denke mir: Ich habe auch ähnliche Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit. Der Freund sagt: „Die kommen einfach in ihren Maßanzügen und setzen nicht das kleinste Zeichen eines Ausnahmezustandes.“ Ich erinnere mich, wie der japanische Ministerpräsident während der Fukushima-Krise immer in einer schlichten Arbeitsjacke anstelle eines Sakkos aufgetreten ist.

2020 05 21 Donnerstag

Der ORF versendet derzeit offenbar drohende Mahnungen an Menschen, die keine Gebühren bezahlen. Sie sollen bezahlen, obwohl sie die verschlüsselten Programme gar nicht empfangen können. Versucht die aus Steuergeldern finanzierte Anstalt, sich die Angst der Menschen zunutze zu machen? Nach dem Motto: Wer schon vor Corona erschrocken ist, der zahlt auch leichter, wenn man ihm jetzt ein bisschen droht? Da lobe ich mir doch im Vergleich dazu jene privaten Pornoanbieter, die, als die Krise in Italien am schlimmsten war, für dieses Land ihren Premiumsektor gratis zugänglich gemacht haben.

Benjamin Quaderer

Dienstag, 19.05.

Ich fühle mich seit zwei Monaten, als würde es innerhalb der nächsten 30 Sekunden zu regnen beginnen.

Mittwoch, 20.05.

Charli XCX hat in Quarantäne ein ganzes Album produziert. Es heißt *how i'm feeling now* und das Angenehme daran ist, dass es sich überhaupt nicht nach Quarantäne anhört (und wenn doch, ist die Situation durch die Sehnsucht präsent) und vermutlich deswegen so gut ist.

Donnerstag, 21.05.

Das Selbstmitleid kommt in Wellen. Dann denke ich daran, wie seltsam es ist, einen Debütroman in eine Pandemie hinein zu veröffentlichen, einen Debütroman schreibt man ja in der Regel nur einmal in seinem Leben, wieso gerade jetzt, will ich rufen, während einer globalen Pandemie, die erlebt man ja auch nur ein einziges Mal in seinem Leben, es wäre schön, fielen diese beiden singulären Momente nicht ineinander, jeder für sich ist doch schon aufwühlend genug.

Freitag, 22.05.

Im Park machen Leute Musik. Um spontan zusammengefunden zu haben, ist die Instrumentierung zu vielseitig: Cájón, Gitarre, Geige, Djembe und irgendein Blasinstrument, das sich manchmal anhört wie eine Klarinette und ein anderes Mal wie ein Saxophon. Die Musikerinnen und Musiker sind um die vierzig, stehen im Kreis und der Mann mit der Rassel, das fällt mir erst auf, als sie *See you when you get there* zu spielen beginnen, trägt einen Mundschutz, einer dieser OP-grünen, wie ein Zahnarzt. Ich weiß nicht warum, aber das bricht mir beinahe das Herz.

Samstag, 23.05.

Wir schauen uns auf Immobilienscout24 Häuser am Stadtrand an. Das macht mir Sorgen. Seit dem Lockdown sind mir die Gründe, aus denen ich dies und jenes tue, noch weniger ersichtlich als sonst. Ich kann nicht unterscheiden, welcher Wunsch von den aktuellen Umständen ausgelöst wird und welcher wiederum einem dauerhaften Bedürfnis entspringt, das über Corona hinaus Bestand haben wird. Im Falle der Häuser ist das nicht so schlimm. Diejenigen, die uns gefallen, können wir uns sowieso nicht leisten. Leider gibt es mit weniger oder gar keinem Geld verbundene Entscheidungen, mit denen man noch mehr Unheil anrichten kann.

Sonntag, 24.05.

Es ist das erste Mal seit zwei Monaten, dass ich mich mit mehreren Menschen gleichzeitig in einer Wohnung befinde. Wir sind zu viert. Das ist erlaubt. Es fällt mir schwer, mich auf das Gespräch einzulassen, ich sitze einfach nur da und trinke Orangensaft, und als zum Nachtschiff funny cookies gereicht werden, lehne ich dankend ab. Das ist zu viel für meine Nerven.

Montag, 25.05.

Im Wartezimmer meines Orthopäden hängt das berühmte Foto von Tommie Smith und John Carlos, die während der Siegerehrung bei den Olympischen Spielen 1968 ihre behandschuhten Fäuste in den Himmel recken. Ich betrachte das Bild, bis ich aufgerufen werde, und gehe dann in ein Zimmer, in dem mich die Aufnahme meines rechten Kniegelenks bereits erwartet. Mein Orthopäde spricht langsam, er nimmt sich deutlich mehr Zeit, als bei den letzten zwei Malen, das ist verdächtig, und je weiter er ausholt, desto sicherer werde ich mir, dass die Diagnose keine gute sein wird. Irgendwann kommt er dann endlich zum Punkt. Riss des Außenmeniskus. Er empfiehlt Physiotherapie und, wenn die nicht anschlagen sollte, eine Operation. Ich nicke ein bisschen und verlasse traurig den Raum. Wenigstens kein Corona.

Julya Rabinowich: Echokammer 11

Das Geordnete erzeugt Widerstände, erzeugt Stillstand gegen dieses allzu Geordnete. Es ist so wenig Chaos übrig von dem, was immer Chaos war, das Leben ist eingeschränkt und bleibt es auch, auch wenn die Politik Lockerung verspricht wie eine geschenkte Massage oder eine Gratisturneinheit. Wir werden also gelockert, aber ich lockere mich nicht mit. Ich bin ein Fremdkörper in diesem großen Öffnen, auch wenn mir das Außen sehr fehlte. Gleichermäßen ängstigte es mich aber auch. Ich und das Außen führen eine eigenartige On-Off-Beziehung, mit viel toxischem Potential und einem kleinen erotischen Kick dazwischen.

Sonntag.

Die Freundin vom Freund des Hundes ist verstorben. Unerwartet. Die Besitzerin des Freundes des Hundes ruft an, und ihre Stimme trägt diesen Schleier, den ich schon von anderen Anrufen selben Inhalts kenne, etwas dumpf, eine Nuance zu ruhig. „Sie liegt am Sofa und ist tot. Und sie hat ein Gacki gemacht.“ Sie seufzt tief und fügt noch an: „Ein gutes.“ Wir müssen lachen. Das bricht aber den Schrecken nicht mehr.

Rest der Woche.

Bald darauf ziehe ich für drei Tage zu ihr. Die Besitzerin des Freundes des Hundes ist ja auch meine Freundin. Das Haus am Rand der Stadt hat einen schönen Garten und viele Menschen darin zu bieten. Das ist eine erste Begegnung mit anderen, die nicht meine Tochter sind. Sie sind unbekümmert, sie streifen in alarmierender Nähe an mir vorbei, sie essen aus demselben Topf, während ich meinen Teller in die Mikrowelle stelle, um alles nochmals zu erhitzen, das gemeinsame Essen ist dennoch so beruhigend, so archaisch, dieses Echo des Hütens des Herdfeuers, die Heimkehr der Jäger, das Abnagen blanker Knochen im Dunkeln, wenn die Sonne untergegangen ist.

Das Miteinander verlernt man so wenig wie Sex, auch wenn man es lange Zeit nicht praktiziert hat und es in gewisser Weise nur noch vom Hörensagen kennt und Scheu davor hegt, sich wieder auszuliefern.

Samstag.

Meine Mutter hat tagelang nicht angerufen, weil sie mir verheimlicht, dass sie nicht mehr in Quarantäne sitzen will. Sie ist ausgebrochen wie ein Löwe im Zoo, und bei drohender Entdeckung wird sie auch annähernd gleich intensiv wütend. Sie will ihr Leben zurück. Sie will Revolution. Das verstehe ich, streite aber dennoch lautintensiv und würdelos mit ihr, genau so, wie sie es befürchtet hat, aus Sorge um sie und aus dem Gefühl der Hilflosigkeit heraus: ich kann ihr nichts verbieten, auch wenn es noch so unvernünftig wäre. Unsere Rollen sind und bleiben vertauscht. Viele Frauen wollen derzeit ihr Leben zurück, ihr Leben ohne beständige Kinderbetreuung und Homeoffice, in unterschiedlichen Abstufungen findet man Wut, Verzweiflung, Empörung und Ermüdung dieser Frauen, die immer noch die meiste Erziehungsarbeit leisten.

Sonntag.

Wir sind wieder zurück. Ich habe nächste Woche farblosen Geburtstag, der eigentlich als großes Fest geplant war. Ein Zerrbild einer anderen Welt. Schade.

Angelika Reitzer

(23.5.)

Zuerst zu einem Abendessen in einem Restaurant im Zweiten, wir sind fast die einzigen Gäste, es ist ein bisschen traurig. Wo sind denn alle? Wir haben doch auch kein Geld, denke ich beim Lesen des entsprechenden Artikels, und dass es schon losgeht: Die Leute setzen die falschen Prioritäten. Als der Kellner gegen Ende ohne Maske durchs Lokal geht, irritiert mich die Offenheit, die ein Gesicht ausstrahlen kann, dabei wäre das eigentlich real (normal). Dann trinken wir schnell noch ein, zwei Gläser Wein im Engländer, wo auch nicht besonders viel los ist, und pünktlich um 23 Uhr gehen wir hinaus in den leichten Regen, aber nur, um auf der eigenen Terrasse, angeregt von der Party am Nachbarbalkon, noch weiterzutrinken. Eine der WG-Bewohnerinnen ruft eine ausführliche Entschuldigung herüber, wir winken ab, wir wollen nicht, dass sie sich bei uns entschuldigen, wir sind nicht ihre Eltern, wir denken auch nicht, dass es eine Corona-Party ist, sie sagt, sie hat Geburtstag, also ist es eine Geburtstagsparty.

(25.5.)

Die ganze Woche nicht ans Tagebuchschreiben gedacht, das heißt dann wohl ... so fingen die Notizen an, die ich offenbar ebenso weggeschmissen habe wie die Gedanken – worüber? Ich habe an einem Tag gleich drei Termine (wovon ich einen verschiebe, dafür bin ich am Abend noch privat verabredet), ich fahre dafür gerne auch ins Umland, über eine Stunde mit dem Rennrad, hätte das früher schon gemacht, aber da war es noch nicht opportun, obwohl Besprechungen ja auch in einem Garten stattfinden können. Als könnte man etwas nachholen. Es dauert länger, bis man sich wieder aufeinander eingestellt hat, man berichtet von Wahnsinn/Depressionspegel/Wiedersehensfreude, checkt auch das Gegenüber ab. Gelassen sind die, die wirklich gern allein sind. Ich habe schnell verstanden, dass ich einfach nur bestimmte Leute nicht treffen mag, aber Isolation etwas anderes ist.

Wegen des Feiertags muss der Sohn nur am Freitag in die Schule, aber dennoch erst um kurz nach halb neun das Haus verlassen, angenehm. Er wird erzählen,

dass Ethik nicht stattfindet, der Ethiklehrer aber seine katholischen Sprösslinge aus der Klasse nimmt, um den Religionsunterricht abzuhalten. Die diversen Ausformungen des Absurden in diesen wenigen Unterrichtstagen. Worum geht es dabei wirklich? Ständig kommt jemand zurück, weil er oder sie die Maske vergessen hat, das wird noch andauern.

Kathrin Röggl: Leben im Präventionsparadox

24.5.2020

Mitten unter Wutköchen, Covidioten, Aluhütlern und normalen Ignoranten angekommen in Berlin. Eigentlich alles so wie immer. Die Leute halten keinen Abstand. Kennt man ja von früher. Die Abstandsbeharrler trauen sich traditionell nicht nach Neukölln. Berlin, eine Hüpfburg, und die Eisheiligen sind leider auch schon vorbei. Keine Heiligen nirgends. „Ist ja nix gewesen“, ist stattdessen da, „also kanns nix gewesen sein.“ Hauptstadtlogik. Nur noch getoppt von jenem Rettungssanitäter aus Bad Hersfeld, der neben mir im Rettungswagen von Herdenimmunität schwärmte. Da konnte ich mir immerhin noch arrogant sagen: Da ist sie, die Provinz. In Berlin gibt der *Club 49* ums Eck jetzt Bockwürste aus, damit er als Speisewirtschaft und nicht als Schankwirtschaft gilt, jede Destille wird jetzt zum Ort der Essensproduktion. Nur am Telefon bleibt die nervöse Literatur: „Die Zahlen schnellen wieder nach oben.“ Welche Zahlen? Wo? Habe ich etwas verpasst? 40 Baptisten haben sich bei einem Frankfurter Gottesdienst angesteckt, und sieben niedersächsische Restaurant-besucher. Indoor ist das Böse. (Wann wird ein Theaterabend wieder möglich sein?) Deswegen sind wohl hier die Massen auf der Straße. Man geht jetzt miteinander spazieren oder in eklatant kleinerer Zahl (aber es sieht nach vielen aus) demonstrieren Seite an Seite mit Rechtsextremen gegen die Schutzmaßnahmen, die sie als unsinnig oder unverhältnismäßig empfinden, während wenige Tausend Kilometer weiter das Militär die Leichen abtransportiert. Aber ich habe ja leicht reden, ich brauche keine Verhältnismäßigkeit. Ich bin das ja als freie Schriftstellerin gewöhnt,

nicht zu wissen, was morgen ist. Ich lebe ja in den Verschwörungslücken, sehe überall Verschwörungslöcher, während sie richtig sehen, naja, Bescheid wissen. Dabei sind es derzeit eher die historischen Milliardenlöcher in den Haushalten, die sich zeigen, dem deutschen Staat gehen allein hundert Milliarden Steuern in diesem Jahr verloren. In den USA eine Rezession, die an die 30er erinnert. Knapp 40 Mio. Arbeitslose dort und der amerikanische Präsident (wie lange habe ich jetzt überlegt, wie ich den nennen soll! Das ist jetzt das am sorgfältigsten gewählte Wort des ganzen Eintrags), also der amerikanische Präsident schluckt vorsorglich ein Mittel, das Herzrhythmusstörungen produziert und höhere Sterblichkeitsraten. Soweit die Phänomenologie von Woche elf dieses Tagebuchs.

Jetzt zur Analyse, Frau Röggl! Wo bleibt die Analyse – Analyse? Die spare ich mir für meine Kinder auf, könnte ich keckernd sagen. Mache ich aber nicht, sondern winde mich. Es gibt diese Woche keine Analyse, weil alles so offen ist, eingangs- und ausgangsoffen. Es gibt die Überlegung, und die Medien machen es schon merklich, auf andere Themen überzugehen, die das „tatsächliche“ Leben betreffen, das noch irgendwo in den tatsächlichen Corona-Sorgen steckt. Denn das Leben im Präventionsparadox zeigt wie das Auge im Wirbelsturm für einen Augenblick wieder die ganz normalen Sorgen und Widersprüche, es wird über die haarsträubende Lebensmittelindustrie, über die „Träume der Linken“, über die amerikanischen Wahlen gesprochen, bevor es zur zweiten Welle kommt, und alles wieder nur durch die Corona-Brille gesehen werden kann. Und so bin ich gespannt, ob ich am Ende dieses Tagebuchs, wenn ich zum ersten Mal alle Einträge rückblickend lesen werde, das Immergleiche jede Woche lesen werde, die reine Repetition sich zeigen wird, oder sich eine „Geschichte“, naja, eher eine Entwicklung ergibt. Das mache ich ja nicht, zurückblättern. Das ist sozusagen meine Binnenvereinbarung mit mir selbst: Nur im Wochen-Jetzt bleiben.

Im Wochen-Jetzt herrscht große Aufregung in Berlin über den Vorwurf des Antisemitismusbeauftragten der Bundesregierung gegen Achille Mbembe, der laut Feuilleton die gesamte postkoloniale Theorie in Frage stellen soll und gleichzeitig einen Versuch des staatlichen Eingriffs in die Freiheit der Kunst

darstellt, eine Debatte mit den verzwickten kulturpolitischen Verwerfungen, im Wochen-Jetzt vergesse ich, dass jetzt Musikbiennale in München wäre, und ich eigentlich dort, im Wochen-Jetzt weiß ich immer weniger, wie das mit dem Theater weitergehen soll, und wie ich zu dem angeblichen Ausspruch Heiner Müllers kommen soll, dass zwei Jahre Pause im europäische Kulturbetrieb eine riesige Chance wäre. Sitzen und Nachdenken. Im Wochen-Jetzt weiß ich nochmal wirklich nicht, wie wir eine Pause hinkriegen sollen. Warum da so wenig Vertrauen ist, dass es danach wieder Theater, literarisches Leben und eine kulturelle Infrastruktur geben wird. Mir erzählen doch einige Kollegen (erstaunlicherweise alle männlich), dass sie jetzt endlich zum Schreiben, Malen, Konzipieren kommen. Dass sie glücklich sind, endlich arbeiten zu können. Warum kommt diese Erzählung bei mir nicht an?

Thomas Stangl

19.5. Bei abklingender Epidemie die erste spürbare Behinderung, im Gebiss und bei jedem Kauen spürbar: ein abgebrochener Zahn und Zahnarzttermin erst in zwei Wochen (*tut uns leid, wir dürfen immer nur einen Patienten im Wartezimmer...*) Morgendliche Schlaflosigkeit: die Lücke im Gebiss und die Bohrarbeiten auf der Straße vor dem Haus vermischen sich mit einem unangenehmen Ohrwurm (dem allerschlechtesten Lied der momentanen Lieblingsband meiner Tochter), ein aus endlosen Wiederholungsschleifen bestehendes, den Körperraum anfüllendes, die Sinne verwirrendes Privattheater. Gleichzeitig gibt es einen gelangweilten Beobachter in mir, der sagt, das ist doch alles nicht so wichtig. Das ist doch alles ganz egal. Auf dem Bagger vorm Haus die Aufschrift: *Jesus, ich vertraue auf dich*. In weißen Buchstaben auf der Windschutzscheibe des weißen Baggers. Jesus lärmt schon wieder, sagt H.

/

20.5. Eine Meinung zu haben, macht mich traurig. Ich will keine Meinung haben (meinetwegen wütend sein, aber besser auch das nicht).

/

Man vergisst doch alles sofort, ein paar Wochen der Krankheit, ein paar Wochen ausgehöhltes oder verdrehtes Leben (eine Reise, eine Krankheit, eine Verliebtheit, womöglich sogar einen Krieg, ein Verbrechen). Es gräbt sich in den Körper und ins Gedächtnis, um irgendwann, nach Jahren oder Jahrzehnten, wieder aufzutauchen, aber erst einmal hält man sich für gesund, alles ist normal, man nimmt sein Leben wieder auf, das, was man immer für sein Leben gehalten hat.

Sogar wenn viel Schlimmeres passiert ist: Jemand kommt aus dem Konzentrationslager und es gibt, so lese ich da und dort, einen Moment der absurden Leichtigkeit, er kann leben, wie zuvor oder wie neugeboren oder so tun, als würde er leben wie zuvor oder wie neugeboren, doch nach Jahren ist alles wieder da, das Entsetzen.

Ich versuche mir das vorzustellen, vom Schlimmsten her zu denken.

Warum sollte sich jetzt (ohne äußere Notwendigkeit, aus *Einsicht*) irgendetwas ändern? Hat es je Einsicht gegeben?

Allgemein: Nach Jahren, wenn es vielleicht schon zu spät ist, wundert man sich, begreift, was geschehen ist, und holt das Entsetzen nach (die Verunsicherung, die Leere). Aber man kann diesen Punkt nicht vorwegnehmen. Die Gier zu leben ist genauso wichtig wie das Entsetzen; die Gier zu leben oder zumindest die Vertrautheit der Räume und Tage, die kleinen Formen und Gewohnheiten, die Gesichter, die einen begrüßen. (Allgemein, das heißt immerhin: im Einzelnen falsch.)

/

21.5. Protokoll: Erstmals wieder Essen gehen. Ein Familientreffen, am Zaun des Gastgartens ein Schild: *Aluminiumbau Stahlbau Kortner*, ein Bäumchen schiebt seine Zweige durchs Gitter zu den Tischen hin. Aluminiumbaum, Stahlbaum. Ein Bier vor vier. Ganz hinten im Gastgarten Wegweiser nach Linz und nach St. Pölten. Am Eingang zum Gastgarten ein Tischchen mit Desinfektionsmittel, das ich im Vorübergehen nachdenklich anschau. Filmidee H.s während der Fahrradfahrt: *Hogwarts: Abenteuer mit Sicherheitsabstand*.

/

Man erinnert sich ab und zu an die Regeln, folgt ihnen verträumt, vergisst sie wieder, bewegt sich in einem Zwischenzustand. Eine Frau mit kleinem Kind am Nebentisch. Fünf oder sechs Mal muss sie das Kind aufs Klo bringen, Maske auf, Maske wieder ab beim Zurückkommen, sie denkt jedes Mal daran. All das muss mechanisch werden, so wie all die anderen Regeln, an die wir uns halten, ohne uns zu erinnern, dass es Regeln sind (und für Momente muss man zurückfallen in die Verunsicherung Was tue ich hier. Warum tue ich das; warum auf diese absurde Weise.).

/

Der verheerendste aller Aberglauben ist der Glaube an sich selbst. (Aphorismus 325B)

/

22.5. Nostalgie: am Anfang dieser Krise stand die Drohung und das Versprechen, *Zeit zu haben*, plötzlich unabsehbare Räume an Zeit. Diese Räume wurden sofort von allen Institutionen, Schulen Büros Medien und vor allem auch den Institutionen in einem selbst angefüllt und vollgestopft. Wir haben keine Zeit mehr, die Wirklichkeit bedrängt und beengt uns wieder. Die Tage waren im März viel länger als jetzt im Mai. Schreiben in Wir-Form ist immer verlogen.

/

Nur noch Dinge schreiben (Aphorismus 326F), die in Band XXXIII (Zusätze und Nachträge), der Gesammelten Werke irgendeines Autors gehören, der man selbst nicht ist und nicht sein möchte. Appendix, Seite 1635.

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch (Teil 11)

24. Mai

Ich kann mich ziemlich gut daran erinnern, als man mich vor gefühlt hundert Jahren darum bat, anlässlich der sogenannten EU-Osterweiterung (eigentlich

ja einer Westverlängerung) ein diesbezügliches Buch zu schreiben. Etwas Schräges, Experimentelles und Mutiges sollte es werden, ich entschied mich damals für eine Litanei. Unlängst nahm ich das Buch wieder zur Hand und las darin auf den ersten Seiten: „Europa war keine eigentliche Geschichte, vielmehr ein Ächzen und Stöhnen (...) und im Grunde bewies das alles nichts, außer vielleicht, dass in nichts Demut und Erkenntnis innewohnt und keine Milde oder Aussicht auf bessere, weil friedlichere Zeiten. (...) Und wenn Europa jemals eine gelungene Geschichte werden soll, so ist es keine der Polen und Engländer und Franzosen und Italiener und Spanier und Portugiesen und Ungarn und Tschechen und Slowaken und Finnen und Schweden und Norweger und Luxemburger und Belgier und Niederländer und Liechtensteiner und Albaner und Serben und Kroaten und Dänen und Schweizer und Slowenen und Bulgaren und Türken und Rumänen und Litauer und Letten und Esten und Russen und Österreicher und Ukrainer und Deutschen und so weiter, sondern die Geschichte aller. (...) Und die Europäer erzählten sich schon immer gern davon, wer sie sind und was ihre Völker nicht alles waren, und sie berichtigten und begradigten und akzentuierten und betonten und formten ihren trügerischen Narrativ und strahlende Morgen.“

Ich denke, ich würde das nach wie vor unterschreiben; die Geschichte an sich ist ja augenscheinlich etwas Zyklisches, der Kontinent nach wie vor uneins (unfähig endlich ein neues Paradigma zuzulassen), die zarten und äußerst losen Bande einer europäischen Einigung (Stichwort „Vereinigte Staaten von Europa“) sind längst durchschnitten (vielleicht gab es diese allerdings auch nur in meinem Kopf). Die Nationalstaatlichkeit floriert, die Hetzer folgen dieser auf den Fuß, bekanntlich sind sie das Volk und ihr proklamierter strahlender Morgen wird in meinen Augen keine Sternstunde sein.

Man hat mir einst beigebracht, dass die Regel der klugen Politik darin liegen muss, Vergangenheit nicht als politische Option zu erachten, denn: Vergangenheit ist das Opium verspäteter Nationen, die auf diese Art und Weise ihre Verspätung zementieren. Die Hetzer wollen ihre eigenen (kleinen) Nationen, Egomane und Egoisten haben darin Hochkonjunktur – und die vernünftigen Stimmen werden allmählich leiser. Dabei wäre (selbst politische)

Erkenntnis recht einfach zu haben: Altruismus ist schlicht eine klügere Form der Interessenswahrung, ich kann das nur unentwegt wiederholen.

Die europäischen Gesellschaften denken vermehrt in Schablonen, um sich in einer (durchaus) komplizierter werdenden Welt (heutzutage Pandemie) zu orientieren; es ist ihnen längst jedes Mittel recht, um die eigenen Schäfchen ins Trockene zu bringen, von Solidarität und europäischer Gemeinschaft keine Spur. Die Politiker reduzieren Komplexitäten und verinnerlichen Polaritäten, ein Simplifizierungswahn geht um: Gesund oder krank, gut und böse, Mann und Frau, links gegen rechts, Gott und Satan, Heimat vor Fremde etc. etc. Geschichte und Geschichten werden dadurch für die Massen fassbarer, sie bekommen eine scheinbar nachvollziehbare Dimension. Schlussendlich sind sie nur ein offenkundiger Beweis der Beschränktheit, der Welt (und dem Kosmos) adäquater zu begegnen.

Als Autor ist mir dieses Strickmuster nicht fremd; vor allem Romane und ihre Protagonisten changieren (aus dramaturgischen Gründen) gerne zwischen diesbezüglichen Polen. Mir erscheint es in diesem Zusammenhang reizvoller, mir darüber Gedanken zu machen, was zwischen den Zeilen eines Buches mitschwingt. Mir liegt daran, (Denk)Räume zu öffnen, in denen sich simple Schemata auflösen – auch so kann die Tendenz zu gesellschaftlichen Polaritäten aufgehoben werden. Vielleicht ist es nur eine von vielen Wahrheiten, doch sollte sie nicht unerwähnt bleiben: In bipolaren Welten kann man kaum glücklich sein!

Vielleicht sind vor allem Politiker gut beraten, (mehr oder minder primitive) Zweiwertigkeiten ausschließlich als Ausgangspunkte eines breit angelegten Diskurses zu betrachten. Ein solcher Zugang erfordert allerdings Weitsicht, Empathie, Vision und umfassende Bildung. Wenn etwa der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz wachsende Unterschiede in Europa prognostiziert (und befürwortet), dann wird diese Haltung unweigerlich primitive Gesinnungen auf den Plan rufen bzw. diese potenzieren: Wir gegen sie!

Oder wie es ein vormaliger Bundeskanzler (Bruno Kreisky) mal zum Ausdruck brachte: Das Gefährlichste an einer Partei, die an der Regierung sitzt, ist Selbstgefälligkeit.

Daniel Wisser: Corona Diaries

25.05.2020

Nach dem inexistenten Wort *Privatmeinung* und dem falsch verwendeten *Hochfahren*, setzt sich in der debilen Abschreibe- und Nachplapperwut unserer Presse nun auch das Wort *Corona-Sünder* durch. Ich verordne mir weitere fünf Wochen absolutes Zeitungsverbot.

24.05.2020

In Österreich waren beide Demokratien die Folge eines verlorenen Kriegs. Das Konzept, dass in der Demokratie der Bundeskanzler ein Angestellter des Volkes ist, konnte sich im Bewusstsein der Bevölkerung nicht mehrheitlich ausbreiten. Der Kanzler ist Kaiser, darf also auch schrattig, gughupfig, schmarrenförmig sein. Seine Regeln gelten für sein Volk, aber nicht für ihn selbst. Genauso ist es mit einer Staatengemeinschaft: "*Koste es, was es wolle*" bezieht sich natürlich nur auf die Wirtschaft der Nordwestleopoldstadt und nicht auf die gesamte EU.

23.05.2020

Unsere Wirtschaft, diese maskennähende Wollmilchsau, schafft es immer noch nicht Desinfektionsmittel herzustellen. Eine kleine Gehtour durch ca. 25 Apotheken blieb erfolglos. Früher gab es auf dem Land für diese und andere Zwecke den sogenannten Doppelgebrannten.

22.05.2020

Wenn schon die Lust an Berührung, Kuss und Intimität in unserer Gesellschaft keine Rolle mehr spielt, so werden vielleicht Gefährlichkeit oder gar Illegalität dafür sorgen, dass die Nebenerscheinungen der natürlichen Fortpflanzung in Literatur und Film noch einmal einen gewissen Stellenwert bekommen. Das klassische Liebespaar wird als Liebescluster (nur 8 Treffer für dieses Wort bei Google) zurückkehren.

21.05.2020

Die Schweizer wollen sich von der Welt abschotten. Die Schotten wollen sich von der Welt abschotten. Und auch bei uns wird bald die Schottenwirtschaft blühen.

20.05.2020

Die öffentliche Deklarationspflicht, wo man seinen Urlaub verbringt und von welchen Restaurants man Essen bestellt, passt zum allumfassenden Provinzialismus, der uns an jeder Ecke auflauert. In diesem Meer der Onymität können wir nicht untergehen. Apropos *an jeder Ecke*: Als Westleopoldstädter muss ich feststellen, dass die Kultur der Südwestleopoldstädter mit uns Nordwestleopoldstädtern absolut nichts zu tun hat. Eine Grenze und eine kleine Mautstation wären da hilfreich.

19.05.2020

Die Daten, auf deren Grundlage die Regierung ihre Entscheidungen trifft, kennen wir nicht. Wir wissen nur, dass sie diese Daten einen Tag vor allen anderen hat.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Wirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas. Jugendroman* (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.